

Grundlagentexte Methoden

Jochen Hirschle

Soziologische Methoden

Eine Einführung

BELTZ JUVENTA

Jochen Hirschle
Soziologische Methoden

Grundlagentexte Methoden

Jochen Hirschle

Soziologische Methoden

Eine Einführung

BELTZ JUVENTA

Der Autor

Jochen Hirschle lehrt quantitative soziologische Methoden an der Universität Innsbruck. Er hat am Lehrstuhl für Empirische Sozial- und Wirtschaftsforschung der Universität zu Köln promoviert. Zwischenzeitlich war er als Projektleiter in der quantitativen Marktforschung in Frankfurt, Aachen und Köln tätig. Sein Forschungsschwerpunkt liegt im Bereich der Analyse sozialen Wandels.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.



© 2015 Beltz Juventa · Weinheim und Basel

www.beltz.de · www.juventa.de

Herstellung und Satz: Ulrike Poppel

ISBN 978-3-7799-~~8~~#' +Z'

Inhalt

Einleitung	7
Kapitel I	
Methodologische- und wissenschaftstheoretische Grundlagen	
1	Gegenstand und Methode der Soziologie 13
1.1	Soziale Tatsachen 13
1.2	Methodologischer Individualismus 17
1.3	Verstehende und erklärende Methode 24
2	Wissenschaftstheoretischer Hintergrund 32
2.1	Induktive und deduktive Methode 32
2.2	Das deduktiv-nomologische Erklärungsmodell 37
2.3	Probabilistische Aussagen (Wahrscheinlichkeitsaussagen) 38
2.4	Der Wissenschaftsmarkt und seine Dynamiken 41
Kapitel II	
Von der Theorie zur Empirie	
1	Theorien und Hypothesen 49
1.1	Ableitung von Hypothesen 49
1.2	Formale Struktur der Hypothese 53
2	Operationalisierung 56
2.1	Indikatoren 56
2.2	Skalenniveau 60
2.3	Gütekriterien der Messung 67
3	Testdesign 73
3.1	Grundlagen 73
3.2	Alltagsbeobachtungen und Quellen der Verzerrung beim Test von Zusammenhangshypothesen 75
3.3	Experimentelle und quasi-experimentelle Testdesigns 78
3.4	Nicht-experimentelle Testdesigns 82

Kapitel III

Erhebung von Beobachtungsdaten

1	Der Fragebogen	86
1.1	Frageotypen und Antwortskalen	88
1.2	Gestaltung des Fragebogens	99
2	Skalierungsverfahren	105
2.1	Likert-Skala	108
2.2	Cronbachs Alpha	109
2.3	Faktorenanalyse	110
3	Stichprobe und Grundgesamtheit	118
3.1	George Gallup und das Literary Digest Debakel	119
3.2	Verfahren zur Ziehung von Stichproben (Auswahlverfahren)	121
3.3	Verzerrungen bei der Durchführung von Befragungen	128
3.4	Gewichtung	130
3.5	Signifikanz	132
4	Erhebungsformen und Erhebungsdesigns	137
4.1	Erhebungsformen	137
4.2	Erhebungsdesigns	141

Kapitel IV

Auswertungsverfahren 146

1	Einfache Verfahren zum Test von Hypothesen	150
1.1	Kreuztabellierung	150
1.2	Mittelwertvergleich	154
1.3	Bivariate (lineare) Regression	158
2	Multivariate Regression	165
2.1	Partielle Regressionskoeffizienten	166
2.2	Behandlung nominalskaliertter unabhängiger Variablen	171
2.3	Logistische Regression	179
2.4	Standardisierung von Effektkoeffizienten	191
3	Regressionsverfahren zur Analyse von Paneldaten	194
3.1	Das Fixed-Effects-Verfahren	195
3.2	Anwendung	202
4	Mehrebenenanalyse	205
4.1	Das Random Intercept Modell	206
4.2	Differenzierung von Mikro- und Makroeffekten	210

Literatur 217

Einleitung

Wenige wissenschaftliche Disziplinen haben ein ähnlich gespaltenes Verhältnis zu ihrem Gegenstand und ihren Methoden wie die Soziologie. Dies mag ein kurzer Blick auf deren Historie verdeutlichen.

An den Grundsätzen der Naturwissenschaften orientiert, bestand das Ziel der ersten Soziologen darin, allgemeine Gesetzmäßigkeiten im Bereich des Sozialen aufzuspüren (Durkheim 1888/1981). Gesellschaften und ihre Entwicklungstendenzen sollten ähnlich wie physikalische Phänomene analysiert werden. In diesem Unterfangen kam dem methodischen Zugang eine zentrale Rolle zu. Wollte man den Status der Naturwissenschaften erreichen, so galt es, die spekulativen Elemente auf ein Minimum zu beschränken (Durkheim 1892/1981). Entsprechend stark war der Wille, nur eindeutige, *von außen* bestimmbare Elemente als Gegenstand der Analyse zuzulassen. Sowohl Adolphe Quételet (1869/1914) als auch Émile Durkheim (1897/1997) setzten deshalb auf Daten aus statistischen Erhebungen. Mit ihrer Hilfe sollten sich Bevölkerungen wie physische Körper beobachten und analysieren lassen. Und auf ihrer Grundlage, so die Hoffnung, würde sich die Soziologie als empirische Disziplin etablieren können – als eine Disziplin, die ähnlich wie die Naturwissenschaften, auf die Anwendung methodisch belastbarer Verfahren setzen könnte.

Mit diesem Verständnis ging darüber hinaus der Anspruch einher, der Soziologie einen ihr eigenen Analysegegenstand zuzuweisen. Durkheim begründete die Soziologie als Wissenschaft von den „sozialen Tatsachen“ (Durkheim 1888/1981, S. 44). Darunter verstand er zu Kollektiven verschmolzene Individuen, insbesondere Gesellschaften, aber auch soziale Gruppierungen wie Religions- oder Wirtschaftsgemeinschaften. Solche Einheiten folgten aus seiner Sicht von einzelnen Individuen unabhängigen Regelmäßigkeiten und Entwicklungstendenzen, die es zu entschlüsseln galt. Die Statistik erschien ihm dabei nicht nur das geeignete Verfahren, um diesen Strömungen auf die Spur zu kommen. Es diente ihm auch, den Beweis zu erbringen, dass solche Kollektivphänomene tatsächlich existierten. So ließ sich über die Analyse von Zeitreihen der stabile Charakter des Sozialen unabhängig von der Mitwirkung bestimmter Personen belegen. Wenn der Gesellschaftskörper über längere Perioden hinweg relativ konstante Verhaltensweisen an den Tag legte – und das, obgleich täglich neue Individuen

hinzukommen und andere ableben – so deutete dies darauf hin, dass das soziale Kollektiv ein Eigenleben führte.

Diese Herangehensweise war jedoch von Beginn an harter Kritik unterworfen. Vielen waren die Ideen Durkheims, der Gesellschaften als Tatsachen eigener Ordnung behandelte und von einem „Kollektivbewusstsein“ und Kollektivströmungen sprach, suspekt (Durkheim 1888/1981, S.32/33). Aus ihrer Sicht sind soziale Phänomene nicht viel mehr als Konfigurationen einzelner Individuen. Deren Handeln mag zwar durch Interaktionen mit anderen Akteuren oder kulturspezifische Sozialisationsmuster beeinflusst werden, doch der Ursprung des Sozialen besteht im Individuum und nicht im Kollektiv. Daraus leitete sich der methodologische Individualismus ab. Er beruht auf der Annahme, dass soziale Aggregate im Kern nichts anderes als aggregierte Handlungen einzelner Akteure sind. Die Soziologie hat dementsprechend zur Aufgabe, konkrete Ursachen und Wirkungen individueller Handlungen zu eruieren und nicht abstrakte soziale Tatsachen zu untersuchen (Coleman 1986).

Ein anderer Strang von Autoren äußerte hingegen Zweifel an der Anwendung naturwissenschaftlicher Methoden in den Sozialwissenschaften im Allgemeinen. Insbesondere Anhänger der kulturalistisch inspirierten „Verstehenden Soziologie“ bestritten, dass menschliches Handeln überhaupt allgemeinen Gesetzmäßigkeiten folgte (Weber 1922/2005). Menschen seien im Vergleich zu Tieren und unbelebten Objekten, mit denen es die Naturwissenschaften zu tun haben, geistige Wesen. Ihr Verhalten würde verursacht durch spezifische Motivlagen, die aus subjektiven Sinnzuschreibungen resultieren. Solche Handlungsmotive ließen sich jedoch nicht als gesetzmäßige Zusammenhänge analysieren. Sie seien vielmehr als kulturspezifische Entwicklungen zu verstehen, die einer eigenen Logik gehorchten. Erklären im Sinne des objektiven Ansatzes der Naturwissenschaften sei deshalb im Bereich des Sozialen nicht möglich (Hayek 1952/2004, S. 22).

Die Soziologie ist sich also nicht nur im Hinblick auf die Frage uneins, welchen Gegenstand sie eigentlich bearbeiten sollte (Individuen oder soziale Aggregate), sie hat sich darüber hinaus auch in Bezug auf den adäquaten methodischen Zugang in zwei – mehr oder weniger unversöhnliche – Lager gespalten (Habermas 1967).

Ziel der Anhänger der verstehenden Methoden ist es, den subjektiven Sinn sozialer Verhaltensweisen zu deuten. Man versucht also, statt soziale Tatsachen *von außen* zu erfassen, Individuen und Artefakte *von innen* zu durchleuchten, um die Motive für Verhaltensweisen erkennen zu können. Der methodische Zugang ist qualitativer Art – er ist auf Introspektion und Einzelfallanalysen ausgerichtet. Schließlich erfordert die Rekonstruktion subjektiver Sinnstrukturen eine eingehende Auseinandersetzung mit einzel-

nen Individuen oder mit den Materialien (Texten, Symbolen, Bildern), innerhalb derer sie zum Ausdruck kommen.

Anhänger der erklärenden Methoden gehen dagegen davon aus, dass es in der Soziologie im Kern um die Aufdeckung allgemeiner Regelmäßigkeiten geht. Ähnlich wie in den Naturwissenschaften sollen Ursache-Wirkungsbeziehungen aufgespürt werden. Diese Methode ist ihrem Charakter nach „hypothetisch-deduktiv“ veranlagt (Frey 1970, S. 33). Es werden zunächst Vermutungen über Wirkmechanismen aufgestellt und anschließend anhand empirischer Fakten überprüft (Opp 1999, S. 190). Das Kernelement dieses Verfahrens ist der empirische Test. Er beruht auf der Grundidee, dass von einem kausalen Wirkzusammenhang nur dann gesprochen werden kann, wenn die gleiche Ursache die gleiche Wirkung unter den gleichen Bedingungen immer wieder hervorbringt. Das quantitative Testverfahren benutzt deshalb zum einen eine möglichst breite Datenbasis. Erst wenn eine Reihe von Tests, die jeweils auf einer großen Anzahl von Beobachtungen beruhen, wiederholt zum gleichen Ergebnis kommt, ist es gestattet, von einer gesetzesartigen Verbindung zu sprechen (Popper 1970). Zum anderen versucht man so weit als möglich andere Einflussfaktoren (Störgrößen) innerhalb des Tests auszuschalten. Schließlich könnte ein bestimmtes Phänomen auch durch einen anderen Faktor verursacht werden, der systematisch mit der als Ursache veranschlagten Wirkung in Verbindung steht.

Die erklärende Methode versucht also durch die Einschleusung von Hypothesen in empirische Tests, die als ernst gemeinte Widerlegungsversuche konzipiert werden, wissenschaftliche Erkenntnisse zu produzieren. Die Ablösung vom Einzelfall, die Kontrolle der Beobachtungsbedingungen und die Wiederholbarkeit des Tests durch andere Forscher sind die Schlüsselkriterien dieses Ansatzes. Diese Kriterien bezeichnen dabei gleichzeitig die Abgrenzungsmerkmale der Wissenschaft gegenüber nichtwissenschaftlichen Formen des Erkenntnisgewinns schlechthin. In den Wissenschaften geht es demnach nicht um die Gewinnung letztgültig wahrer Aussagen, sondern um eine rigorose Prüfung von Hypothesen anhand empirischer Daten, die die Möglichkeit des Scheiterns implizieren. Hypothesen, die sich in solchen Tests nicht widerlegen lassen, können als bewährt gelten. Jene, die widerlegt werden, müssen ausgesondert werden.

Diese Vorgehensweise darf man indessen nicht mit einem positivistischen Wissenschaftsverständnis verwechseln. Soziologie wird darin nicht als rein empirisch orientierte Disziplin betrieben. Ihre primäre Aufgabe besteht vielmehr darin, theoretische Ansätze zu entwerfen, mit deren Hilfe sich Sachverhalten in der Realität angemessen erklären lassen (Carnap 1946). Der empirische Test stellt lediglich ein Prüfverfahren dar, mit dem sich solche Ansätze im Hinblick auf ihre Stichhaltigkeit einer Kontrolle unterziehen lassen.

Theorie und Empirie befruchten und kontrollieren sich in diesem Modell gegenseitig. Aus Theorien werden Hypothesen abgeleitet und operationalisiert (messbar gemacht). Operationalisierte Hypothesen lassen sich anhand empirischer Daten überprüfen. Die Ergebnisse dieser Prüfverfahren wiederum geben Auskunft über die Erklärungskraft des theoretischen Ansatzes. Hypothesen, die die empirischen Tests nicht bestehen, deuten darauf hin, dass die theoretischen Ansätze, aus denen sie abgeleitet wurden, entweder verworfen oder überarbeitet werden müssen.

Ziel des vorliegenden Lehrbuchs ist es, eine Einführung in die erklärende Soziologie und in die mit ihr verbundenen Verfahren zu geben. Im Zentrum steht dabei der Hypothesentest, der das zentrale Verfahren innerhalb der quantitativen Soziologie bildet. Um dessen Relevanz und methodologische Einbettung zu verstehen, gibt der Band einerseits einen Überblick über die wissenschaftstheoretischen Grundlagen und Grundprobleme der Soziologie. Andererseits führt er in die praktische Vorgehensweise beim Testen von Hypothesen ein. Der empirische Prozess wird dabei von der Ableitung der Hypothesen und der Operationalisierung theoretischer Konzepte über die Erhebung der Beobachtungsdaten bis hin zur Anwendung statistischer Methoden zur Prüfung der Hypothesen erörtert.

Das erste Kapitel gibt zunächst eine kurze Einführung in die wichtigsten methodologischen und wissenschaftstheoretischen Grundfragen. Dabei gilt es zum einen, die oben skizzierte Diskussion um die Frage des Gegenstandes der Soziologie (kollektiv vs. individualzentrierte Perspektive) zu vertiefen, und zum anderen werden die verschiedenen methodischen Zugänge (erklärender vs. verstehender Ansatz) und ihre Vor- und Nachteile erörtert. Darüber hinaus geht es um das allgemeine Problem der Gewinnung wissenschaftlicher Erkenntnisse und um das Verhältnis von Theorie und Empirie. Kontrastierend werden der induktive und der von Karl Popper (1935/1989) geprägte deduktiv-hypothesentestende Ansatz vorgestellt.

Kapitel zwei fährt mit einer anwendungsorientierten Einleitung in die einzelnen Schritte fort, die es auf dem Weg von der Theorie zum empirischen Test zu absolvieren gilt. Es widmet sich der Frage, wie Hypothesen aus Theorien abgeleitet, operationalisiert und getestet werden können. Im Vordergrund steht dabei die Herstellung einer Verbindung zwischen theoretischem Ansatz und empirischer Überprüfung. Das Kernelement bildet die Operationalisierung. Ihre Aufgabe ist es, die Grundelemente von Hypothesen in empirische Indikatoren zu übersetzen. Indikatoren sind als Messkonstrukte zu verstehen. Sie bilden die für die Testung der Hypothesen relevanten Informationen empirisch ab. Erst nach erfolgreicher Absolvierung dieser Transformation kann eine Hypothese auf Grundlage von Beobachtungsdaten in die statistischen Prüfverfahren eingeschleust werden.

Im Anschluss an die Operationalisierung erfolgt eine kurze Einführung in den empirischen Test (eine Vertiefung erfolgt im vierten Kapitel). Der Schwerpunkt liegt einerseits auf der Behandlung typischer Verzerrungsquellen beim Rückschluss von Beobachtungen auf Hypothesen. Andererseits auf einer Vorstellung der verschiedenen Testdesigns. Mit Testdesigns werden die Rahmenordnungen bezeichnet, innerhalb derer Beobachtungsdaten gesammelt werden. Zu unterscheiden sind dabei experimentelle, quasi-experimentelle und nicht-experimentelle Designs. Letztere werden in der Soziologie am häufigsten eingesetzt. Sie weisen gegenüber Experimenten (die in den Naturwissenschaften dominieren) gewisse Nachteile bei der Prüfung von Hypothesen auf. Diese Nachteile gilt es im Nachhinein – in der Regel durch die Anwendung multivariater statistischer Verfahren – zu korrigieren.

Das dritte Kapitel widmet sich den Instrumenten der Datenerhebung. Da soziologische Studien in der Regel mit standardisierten Befragungsdaten arbeiten, steht zunächst der inhaltliche und formale Aufbau des Fragebogens auf dem Programm. Anschließend werden verschiedene Skalierungsverfahren erläutert. Sie dienen der Operationalisierung komplexer Indikatoren wie sie in der Einstellungs- und Werteforschung eingesetzt werden. Der dritte Abschnitt behandelt die Verfahren zur Ziehung von Stichproben. Die Auswahl der Untersuchungseinheiten, auf deren Grundlage der empirische Test durchgeführt wird, bildet in vielen soziologischen Studien den neuralgischen Punkt des Tests von Hypothesen. Im Rahmen von Befragungen können meist nur Informationen über eine kleine Auswahl aus der Gesamtzahl der Personen erhoben werden, die für die Studie eigentlich relevant wären. So ist es bei einer politischen Meinungsumfrage nicht möglich, alle wahlberechtigten Einwohner Österreichs oder Deutschlands zu interviewen. Stattdessen verwendet man repräsentative Stichproben. Die Stichprobenziehung muss dabei so gestaltet werden, dass auf Basis der Informationen, die über die Stichprobe gewonnen werden, Rückschlüsse über die Verhältnisse innerhalb der Grundgesamtheit gezogen werden können. Behandelt werden die Verfahren der Ziehung von Zufalls- und Quotenstrichprobe.

Kapitel IV stellt die wichtigsten statistischen Verfahren zur Überprüfung von Zusammenhangshypothesen vor. Deren Anwendung bezeichnet gleichzeitig den letzten analytischen Schritt innerhalb der empirischen Kette. Die Konzepte der Hypothesen sind an dieser Stelle bereits operationalisiert und die Beobachtungsdaten erhoben. Bei den Analysemethoden geht es um die Wahl eines adäquaten statistischen Modells, mit dem sich prüfen lässt, ob die Indikatoren in der erwarteten Richtung zusammenhängen. Die Ergebnisse dieser Verfahren werden herangezogen, um zu entscheiden, ob eine Hypothese angenommen oder verworfen werden muss. Vorgestellt werden sowohl einfache, bivariate Verfahren als auch komplexere, multivariate Modelle. Der

Schwerpunkt liegt dabei auf einer Einführung in die verschiedenen Varianten der Regressionsanalyse. Für die Soziologie ist dieses Verfahren zum einen wegen seiner Kontrollfunktion von Bedeutung. Die multivariate Regressionsanalyse bietet die Möglichkeit Zusammenhänge zwischen zwei oder mehreren Indikatoren unter Kontrolle weiterer Einflussfaktoren zu überprüfen. Dadurch lässt sich ausschließen, dass ermittelte Zusammenhänge in Wirklichkeit Scheinkorrelationen sind, die auf andere als die in der Hypothese veranschlagte Wirkung zurückgehen. Zum anderen ist die Regressionsanalyse ein Universalverfahren zur Überprüfung von Assoziationen zwischen Indikatoren. Mit ihrer Hilfe lassen sich nicht nur Variablen, die unterschiedliche Skalenniveaus aufweisen, verarbeiten. Davon abgesehen können damit auch Datenmatrizen, die verschiedenen Erhebungsdesigns entspringen (Querschnitts-, Trend- und Paneldaten) und auf unterschiedliche Erhebungsebenen verweisen (Aggregat- und Individualebene), analysiert werden.

Zuletzt sei angemerkt, dass das vorliegende Buch als Einführungslektüre konzipiert ist. Im Vordergrund steht eine integrierte Einleitung in die Grundlagen soziologischer Methoden und in den Prozess des empirischen Tests von Hypothesen. Insbesondere die Verfahren der Stichprobenziehung und komplexe statistische Auswertungsmethoden können dabei jeweils nur hinsichtlich der Grundkonzepte abgehandelt werden. Der Text setzt auf eine einfache Darstellung, die auf mathematische Formeln nur dort zurückgreift, wo es für das unmittelbare Verständnis erforderlich ist. Leser, die sich für den mathematischen Hintergrund und für weiterführende Anwendungen interessieren, seien auf die Spezialliteratur verwiesen.

Kapitel I

Methodologische- und wissenschaftstheoretische Grundlagen

1 Gegenstand und Methode der Soziologie

1.1 Soziale Tatsachen

Die Soziologie verdankt ihre Entstehung der Aufklärung. Sie wurde begründet als positive, an die Grundsätze der Naturwissenschaften angelehnte wissenschaftliche Disziplin. Doch war diese Orientierung in ihrer Gründungsphase noch eher Wunsch als Wirklichkeit. August Comte, der der Soziologie ihren Namen gab, war es zwar an der Aufdeckung allgemeiner Gesetzmäßigkeiten im Bereich gesellschaftlicher Entwicklungen gelegen. Allerdings glänzt sein Hauptwerk (Die Soziologie 1842/1974), in dem er ein „Dreistadiengesetz“ gesellschaftlicher Evolution zu entdecken meinte, durch Abwesenheit eines methodisch klar umrissenen Ansatzes (Kempski 1974, S. XX).

Émile Durkheim, der als Gründungsvater der Soziologie gilt, war einer ganz ähnlichen Methode verpflichtet (Bauer 2007, S. 13). Im Vergleich zu Comte unternahm er jedoch entschiedene Versuche, den methodischen Anspruch, der an eine positive Wissenschaft gestellt wurde, auch in die Tat umzusetzen. Comte warf er vor, dass er die Gesellschaft in seinen Analysen nicht als objektiven Tatbestand, sondern als Idee begriff. Nach Durkheim entdeckte Comte deshalb keine sozialen Gesetzmäßigkeiten, sondern lediglich Bestätigungen für seine eigenen Wunschvorstellungen, die er sich vom Gegenstand der Gesellschaft und ihrer Entwicklung machte (Durkheim 1897/1997, S. 119).

Während Comtes Werk aufgrund dieser und anderer gravierender Schwierigkeiten nur noch von historischer Bedeutung ist, spielt Emile Durkheim bis heute eine maßgebliche Rolle innerhalb der Soziologie. Durkheims methodischer Verdienst besteht zum einen darin, dass er der Soziologie mit der Charakterisierung *sozialer Tatsachen*, einen eigenen, klar umrissenen Analysegegenstand zuweist. Zum anderen zeigt er, mit welchen empirischen

Mitteln sich dieser Gegenstand im Hinblick auf allgemeine Gesetzmäßigkeiten hin untersuchen lässt (Durkheim 1897/1997).

Sein Ansatz zeichnet sich zunächst dadurch aus, dass er soziale Phänomene als Realitäten eigener Art behandelt. Sie lassen sich aus seiner Sicht ähnlich wie die Gegenstandsbereiche anderer Disziplinen untersuchen (Durkheim 1895/1965, S. 114). Er wendet sich also explizit gegen die Annahme, soziale Phänomene seien nichts anderes als die Summe der Handlungen oder Geisteszustände einzelner Individuen (Sawyer 2005, S. 105). Durkheim grenzt die Soziologie damit deutlich von der Psychologie ab. Zwar konstituieren Individuen den Körper einer Gesellschaft. Doch führt dieser Körper, einmal ins Leben gerufen, ein Eigenleben. Die Rolle einzelner Individuen bei der Entstehung von Gesellschaften ist demnach vergleichbar mit jener der chemischen Elemente bei der Konstitution körpereigener Zellen. Ohne sie würde die Zelle zwar nicht existieren können. Andererseits lässt sich das Leben, das aus ihr entsteht, nicht aus den Eigenschaften der chemischen Substanzen herleiten. Vielmehr schafft die Verbindung der Elemente eine eigene Existenzform:

„Die lebende Zelle enthält nur mineralische Bestandteile, ebenso wie die Gesellschaft nichts außer den Individuen enthält; und dennoch ist es offensichtlich unmöglich, daß die charakteristischen Erscheinungen des Lebens den Atomen des Wasserstoffs, Stickstoffs, Kohlenstoffs und Sauerstoffs innewohnen. Denn wie könnte die Bewegung des Lebens aus toten Elementen hervorgebracht werden?“ (Durkheim 1897/1997, S. 93)

Ein zweites Kriterium, aus dem Durkheim die Stellung sozialer Phänomene als Gegenstandsbereiche eigener Ordnung ableitet, geht auf die äußerlich verbindliche Macht zurück, die sie auf einzelne Individuen ausüben. Soziale Tatsachen sind nicht nur als Konstruktionen von Wissenschaftlern zu verstehen. Sie stehen dem Individuum in seinem täglichen Leben vielmehr als äußere Kräfte gegenüber, die sein Handeln beeinflussen und steuern (Durkheim 1895/1965, S. 112).

Solche Kräfte stellen etwa Normen dar, die durch rechtliche Sanktionen abgesichert werden. Auch moralische Gebote, die weniger explizite als implizite Sanktionen nach sich ziehen, wenn sich der Einzelne gegen sie auflehnt, fallen in diese Kategorie. Man denke etwa an die strafenden Blicke, die eine Person erntet, wenn sie eine bestimmte Kleiderordnung nicht einhält oder sich in der Öffentlichkeit nicht angemessen verhält.

Überdies sind auch religiöse Traditionen, Wirtschaftsregime oder das Zeichensystem, mit dessen Hilfe Individuen untereinander kommunizieren, vom Einzelnen unabhängige Existenzformen. Weder kann sich das Indivi-

duum die Sprache noch seine Religion oder die Besitzverhältnisse der Gesellschaft, in der er lebt, aussuchen. Sie bestehen relativ unabhängig von den konkreten Individuen, die sie begründen (Durkheim 1888/1981, S. 45). Der Einzelne wird in sie hineingeboren, und wenn er stirbt, existieren sie trotzdem weiter. Die Individuen stellen nur das Material dar, wodurch sich die gesellschaftlichen Tatbestände verwirklichen.

Das bedeutet allerdings nicht, dass soziale Phänomene statisch wären. Religionen, Zeichen- und Wirtschaftssysteme unterliegen, wie die Geschichte zeigt, einem stetigen Wandel. Das Gleiche gilt für moralische Wertvorstellungen, Kleiderordnungen und Normen. War es in den 1950er-Jahren noch verpönt, als Mann lange Haare oder als Frau Hosen zu tragen, so hat sich dies im Laufe der Zeit verändert. Allerdings gehorcht dieser Wandel eigenen Gesetzmäßigkeiten. Er ist nicht an die Entwicklung psychischer oder biologischer Eigenschaften von Individuen gebunden, sondern unterliegt einer gesellschaftlichen Entwicklungslogik, die es soziologisch zu ergründen gilt.

Die Realität sozialer Tatbestände als außerhalb des Individuums stehender Existenzformen, wird nach Durkheim anhand einer weiteren Tatsache deutlich. Individuen geraten, wenn sie in Gruppen agieren, zuweilen in euphorische Zustände, die ihnen im Rückblick möglicherweise befremdlich erscheinen. Veranstaltungen, in denen eine Vielzahl von Menschen auf ein gemeinsames Ziel hin ausgerichtet agieren (z. B. Konzerte, Disco/Clubevents, religiöse Rituale, das Publikum bei Sportveranstaltungen), können zu mentalen Zuständen führen, bei denen sich der Einzelne in der Gruppe verliert (Lofland 1983; Diener 1977; Durkheim 1912/1994, S. 297 f.). Auch hierbei handelt es sich um soziale Erscheinungsformen, die als äußere Macht auf das Individuum einwirken:

„So entstehen im Verlaufe einer Versammlung die großen Ausbrüche des Enthusiasmus, der Entrüstung und des Mitleides nicht im Sonderbewußtsein der Einzelnen. Sie treten an jeden der Teilnehmer von außen heran und sind imstande, sie auch wider ihren Willen fortzureißen“ (Durkheim 1897/1997, S. 107).

Anhand dieser Beispiele wird deutlich, dass das Soziale nach Durkheim durchaus nicht nur negative Quelle der Regulation und Sanktionierung ist. Es handelt sich um eine positive Energiequelle, aus der das Individuum Kraft schöpft (Pickering 2009, S. 388). Die Kollektivströmungen können eine auf den Einzelnen belebende Wirkung entfalten, die ihm seine Existenz angenehmer und erfüllter erscheinen lässt.

Nun wird man die Frage stellen, welche empirischen Hinweise es dafür gibt, dass soziale Tatbestände mehr sind als nur Ansammlungen von Individuen. Schließlich zeichnen sich die Umriss sozialer Tatsachen aus den an-

geführten Beispielen allenfalls schemenhaft ab. Im Vergleich dazu sind die Individuen als Akteure gegebene empirische Größen, deren Existenz man kaum leugnen kann.

Durkheim führt in erster Linie zwei Gründe an, weshalb es „überhaupt nicht stimmt, daß die Gesellschaft nur aus Individuen besteht“ (Durkheim 1897/1997, S. 365): Zum einen weist er auf die zahlreichen materiellen Belege hin. Zwar zeigen sich gesellschaftliche Formationen nicht in einer bestimmten Erscheinungsform in Gänze; allerdings existiert ein breites Spektrum an Manifestationen, anhand derer sich ihr gegenständlicher Charakter abzeichnet. Dazu gehören zum einen Gesetzestexte und Verfassungen. Davon abgesehen Organisationen (wie Polizei, Militär, Jurisprudenz, Parlamente), aber auch materielle Träger des Sozialen: etwa die Verkehrs- und Kommunikationswege, Häuser, Firmen, Kirchen, Gerichte etc. (Durkheim 1897/1997, S. 365).

Zum anderen verwendet er Daten von statistischen Ämtern und statistische Auswertungsverfahren, um zu zeigen, dass Kollektivströmungen existieren. In der Studie „Der Selbstmord“ (1897/1997) vergleicht er die Bevölkerungen verschiedener Länder und unterschiedlicher sozialer Gruppen (Religionen, Berufs- und familiäre Gruppen) im Hinblick auf die relativen Anteile begangener Selbstmorde. Die Ergebnisse zeigen zum einen, dass die Selbstmordraten innerhalb eines bestimmten sozialen Aggregats (Frankreich, Österreich, Preußen, Bayern) über die Jahre und Generationen hinweg relativ stabil bleiben. Obwohl also stetig neue Personen geboren werden und andere sterben, weisen die Selbstmordraten innerhalb des Aggregats nur leichte Schwankungen im Zeitverlauf auf (Durkheim 1897/1997, S. 356). Außerdem wird deutlich, dass bei gegebener Stabilität der Selbstmordraten signifikante Differenzen zwischen verschiedenen sozialen Aggregaten bestehen. So weisen etwa protestantische Regionen deutlich höhere Selbstmordraten als katholische auf (Durkheim 1897/1997, S. 162). Durkheim erklärt dies damit, dass der Katholizismus das soziale Leben auf andere Art und Weise organisiert als der Protestantismus. Insbesondere legt die katholische Kirche mehr Wert auf regelmäßigen Kirchgang und die Abhaltung der Rituale. Dadurch wird das Individuum stärker an das Kollektiv rückgebunden und profitiert von dessen positiv-belebenden Wirkungen. Dies wiederum reduziert die Selbstmordneigung, da sich der Einzelne weniger alleingelassen und verloren fühlt.

Die Individuen, so Durkheims Schluss, werden durch die Zugehörigkeit zu einem bestimmten gesellschaftlichen Körper im Hinblick auf ihre Selbstmordwahrscheinlichkeit prädisponiert. Obwohl der Selbstmord eine individuelle Handlung ist, wird er durch eine Kraft, die außerhalb des Individuums steht, bedingt (Durkheim 1897/1997, S. 359).

1.2 Methodologischer Individualismus

Die Kritik an Durkheims Ansatz entzündete sich, wie man sich leicht vorstellen kann, vor allem an seiner Deutung sozialer Phänomene als Tatbestände, die außerhalb des Individuums stehen (Platt 1995). Die Tatsache, dass Durkheims Methode individuelle Akteure zum Material einer anderen Existenzform (der Gesellschaft) degradierte, ging vielen Autoren zu weit.

Diese Kritik hält bis heute an, und sie hat nach und nach Durkheims Hoffnungen, dass sich die Soziologie als eine Wissenschaft mit einem klar umrissenen Gegenstandsbereich – den sozialen Tatsachen – entfalten würde, zerschlagen. Durkheim ging davon aus, dass in dem Maße, in dem „eine vertiefte Erfahrung der sozialen Wirklichkeit erworben wird“ (Durkheim 1895/1995, S. 88), der eigenständige Charakter sozialer Phänomene anerkannt und dadurch die Kritik an seiner Deutung verstummen würde.

Stattdessen entwickelte sich die Soziologie, insbesondere in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, als der Einfluss amerikanische Forscher stärker wurde, in die genau entgegengesetzte Richtung (Coleman 1984). Der sich dabei herausbildende *methodologische Individualismus* zeichnet sich zwar nicht durch eine Ablehnung sozialer Phänomene an sich aus. Allerdings dreht er, im Vergleich zu Durkheim, die Erklärungslogik sozialer Phänomene von den Füßen auf den Kopf.

Der Hauptunterschied besteht darin, dass von nun an das Individuum als handelndes Subjekt ins Zentrum rückt. Soziale Phänomene dagegen werden als Aggregationen der Denk- und Handlungsweisen einzelner Akteure begriffen. Die Soziologie, so die neue Lehre, muss sich dem Individuum zuwenden, um etwas über die Verfassung des Sozialen zu erfahren.

Mit dieser methodologischen Wendung geht aber auch eine inhaltliche Refokussierung soziologischer Forschung einher. Von nun an geht es immer weniger darum, die Verfassung der Gesellschaft als Ganzes einer Analyse zu unterziehen. In den Mittelpunkt rückt stattdessen die Erklärung des Verhaltens einzelner Individuen (Coleman 1984, S. 1320). Gesellschaft spielt dabei allenfalls insofern eine Rolle als sie als „Randbedingung“ den Spielraum individuellen Handelns definiert (Esser 1993, S. 93). In dieser Lesart stellt das Soziale zwar durchaus eine externe Größe dar, allerdings nicht im Durkheimschen Sinne als „Realität sui generis“ (Durkheim 1895/1995, S. 109). Vielmehr ist sie als eine Art Umwelt zu verstehen, die den Möglichkeiten des Sichverhaltens einzelner Personen bestimmte Restriktionen und positive oder negative Sanktionen auferlegt. So werden Individuen von Straftaten in erster Linie deshalb abgehalten, weil das Rechtssystem Sanktionen verhängt, die das Individuum als unmittelbare (negative) Handlungskonsequenzen antizipiert.

Folge dieser Entwicklung ist unter anderem eine schleichende Ökonomi-

sierung der soziologischen Theorie. Obwohl der methodologische Individualismus in verschiedenen Variationen in Erscheinung tritt, steht er heute meist mit dem aus der Mikroökonomie importierten *Rational-Choice-Ansatz* in Verbindung. Demnach verhalten sich Individuen wie Akteure auf Märkten. Sie versuchen nutzenmaximierend ihre individuellen Gewinne zu erhöhen und ihre Verluste möglichst gering zu halten (Becker 1976). Von zwei Handlungsalternativen wählen sie immer jene, die mit einem höheren Grenznutzen einhergeht (Eaton/Eaton 1995, S. 40).

Zwar geht es im sozialen Spiel nicht (nur) um ökonomische Gewinne. Doch lassen sich prinzipiell auch andere Güter über den Wertbegriff definieren. Am verständlichsten wird dieser Ansatz natürlich, wenn es um Werte geht, die zumindest mittelbar zur Steigerung materieller Gewinne eingesetzt werden können. So streben Individuen in diesem Modell in erster Linie deshalb nach Bildung, weil sich dadurch ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt verbessern. Auch die Pflege sozialer Beziehungen kann sich ggf. als „soziales Kapital“ erweisen und positiv auf die wirtschaftliche Situation auswirken (Bourdieu 1983). So kann ein reicher Partner den eigenen Lebensstandard aufwerten oder die Bekanntschaft bestimmter Personen die Chancen, eine höhere berufliche Stellung zu erreichen, verbessern (Granovetter 1973).

Zum anderen ist der Rational-Choice-Ansatz aber (zumindest theoretisch) auch in der Lage, mit Gütern zu rechnen, die weder mittelbar noch unmittelbar in Geldwerten ausdrückbar sind.¹ Ein solcher Wert ist z. B. *soziale Anerkennung*. Sie bezieht sich auf Formen der Wertschätzung, die man durch andere Menschen in seiner sozialen Umgebung erhält (oder nicht erhält):

„Erwartet, umworben, mit Verpflichtungen und Verbindlichkeiten überhäuft sein heißt nicht nur der Einsamkeit oder Bedeutungslosigkeit entkommen, es heißt auf die kontinuierlichste und konkreteste Weise das Gefühl haben, für die anderen zu zählen, für sie, also an sich wichtig zu sein und in diesem permanenten Plebiszit in Form von ständigen Interessebezeugungen – Anfragen, Erwartungen, Einladungen – eine Art dauernde Daseinsberechtigung zu finden“ (Bourdieu 1997, S. 309).

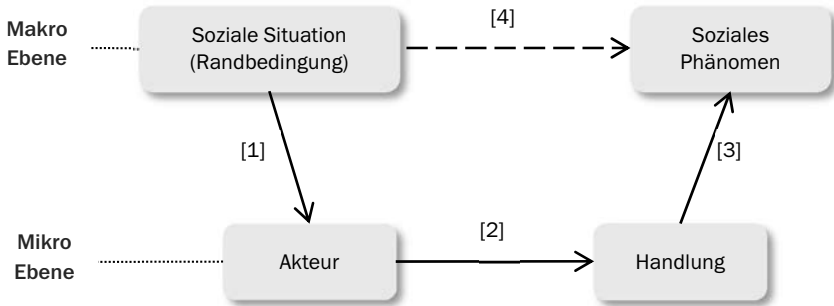
1 Das Grundproblem des Rational-Choice-Ansatzes besteht allerdings darin, dass es keine empirische Grundlage gibt, zwei Verhaltensalternativen im Hinblick auf ökonomische und nicht-ökonomische Werte miteinander zu vergleichen. Die Kosten-Nutzenverhältnisse, denen sich ein individueller Akteur gegenüberstellt, sind also in vielen Fällen – vor allem in solchen, bei denen es nicht um rein ökonomisch motivierte Entscheidungen geht – weitestgehend unbekannt.

Die Wahl eines bestimmten Berufs (Arzt, Anwalt, Künstler, Magier) oder die Ausbildung kultureller Fertigkeiten (sprachlicher oder musischer Natur) muss also nicht nur an ökonomischem Gewinn orientiert sein. Menschen handeln im Zweifelsfall auch dann rational, wenn sie auf Geldwerte verzichten und stattdessen einen Weg einschlagen, der ihnen andere (soziale, moralische oder kulturelle) Güter beschert.

Coleman hat den Basisansatz des methodologischen Individualismus in ein formales Erklärungsmodell gegossen, das in der Soziologie unter der Bezeichnung *Colemansche Badewanne* firmiert (vgl. Abbildung 1). Das Modell betont neben der Bedeutung individuellen Handelns für die Erklärung gesellschaftlicher Tatsachen insbesondere die Übergänge zwischen Makro- (Gesellschaft) und Mikroebene (Individuum) bzw. zwischen Mikro- und Makroebene. Möchte man ein Makrophänomen ursächlich erklären, so muss man den Umweg über die Mikroebene gehen. Der direkte Weg (4) liefert nach Coleman keine angemessene Begründung des Zusammenhangs (Coleman 1984, S. 1323). Das Badewannenmodell beinhaltet stattdessen drei Erklärungsschritte, die Esser als Logik der Situation (1), Logik der Selektion (2) und Logik der Aggregation (3) bezeichnet (Esser 1993, S. 94ff.).

Im ersten Schritt werden die Randbedingungen für soziales Verhalten geklärt. Hier geht es um die „Rekonstruktion der sozialen Situation, der sich die Akteure ausgesetzt sehen“ (Esser 1993, S. 94). Typischerweise steht dabei eine Auslotung der Anreiz-, Sanktions- oder Gelegenheitsstrukturen, die Handlungen entweder motivieren, erschweren, strukturell ermöglichen oder verhindern, auf dem Programm. So können sozialpolitische Maßnahmen innerhalb eines Landes als Rahmenbedingungen für Handlungsentscheidungen im Sinne von Anreizsystemen gelten. Baut ein Land das Kinderbetreuungssystem aus, so reduzieren sich die Opportunitätskosten für Frauen mit Kindern einer Erwerbstätigkeit nachzugehen. Das Strafgesetzbuch stellt demgegenüber eine Sanktionsinstanz dar, die die Optionen im Hinblick auf Verhaltensweisen wie Diebstahl, Einbruch oder Drogenkonsum strukturiert, indem sie sie an Sanktionen knüpft. Lockert man die Sanktionen für bestimmte Straftaten oder hebt sie ganz auf, so verändert sich dadurch die Logik der sozialen Situation. Als Gelegenheitsstruktur bezeichnet man hingegen die durch die (soziale) Umwelt geschaffenen Möglichkeiten (Opportunitäten), eine bestimmte Handlung überhaupt durchführen zu können. Personen, die sich innerhalb eines bestimmten sozialen Milieus bewegen (z. B. unter Arbeitern oder Akademikern), treffen wesentlich häufiger mit Menschen zusammen, die den gleichen Status wie sie selbst aufweisen. Allein aus diesem Grund ist daher die Wahrscheinlichkeit, dass ihre Freunde und Partner aus dem gleichen Milieu stammen wie sie selbst, deutlich erhöht (Klein/Lengerer 2001; Mewes 2009).

Abbildung 1: Mikro-Makro-Erklärungsmodell (methodologischer Individualismus)



Bei der Logik der Selektion (2) geht es um die Wahl einer Verhaltensalternative unter den gegebenen Randbedingungen. Als Handlungstheorie wird meist auf das oben skizzierte Rational-Choice-Modell zurückgegriffen. Demnach verhalten sich Individuen bei der Erreichung bestimmter Güter nutzenmaximierend. Sie werden also jene Verhaltensoption wählen, die ihnen bei gegebenen Randbedingungen den höchsten (antizipierten) Grenznutzen verspricht (Esser 1993, S. 95). Damit ist allerdings kein objektives Rationalitätspostulat verbunden. Individuen verhalten sich zwar rational, verfügen aber häufig nicht über alle Informationen, die für die Einschätzung einer Situation und die Konsequenzen, die mit bestimmten Handlungen einhergehen, relevant sind (Weede 1992, S. 97). Sie wissen z. B. nicht genau, wie hoch die Wahrscheinlichkeit ist, tatsächlich gefasst zu werden, wenn sie eine Straftat begehen. Bei einer Heirat ist ihnen dagegen nur bedingt klar, ob sie ggf. nicht die Gelegenheit gehabt hätten eine attraktivere Partnerin/einen attraktiveren Partner zu ergattern. Darüber hinaus schätzen sie unter Umständen den Wert einer Handlungsalternative falsch ein. Sie entscheiden sich für die Handlungsalternative A, die mehr Geld verspricht und verzichten dadurch auf soziale Anerkennung, die mit Handlungsoption B einhergegangen wäre. Hinterher bereuen sie ihre Entscheidung jedoch, weil ihnen das Sozialprestige plötzlich als weitaus wertvoller als der Geldgewinn erscheint.

Die Logik der Selektion stellt im methodologischen Individualismus den Kern der Theorie dar. Sie wird als gesetzmäßig behandelbare Zusammenhangsbeziehung gedeutet (Esser 1993, S. 94). Es lassen sich also testbare Hypothesen der Art aufstellen: *Ein Akteur, der Randbedingung A unterliegt, wählt mit höherer Wahrscheinlichkeit Handlungsoption I, wohingegen ein Akteur, der unter Randbedingung B agiert, eher Option II wählt.*

Auch hier liegt der Fokus nicht auf objektiven Kriterien beruhenden Handlungsentscheidungen. So ist es durchaus möglich, dass der Wert, den

eine Person der Erreichung eines bestimmten Ziels beimisst (z. B. der Erreichung von Geldgewinn, religiöser Erlösung, ästhetischen Werten) durch die Bedingungen der Sozialisation gesteigert oder gesenkt wird. Eine Person A mag deshalb ein bestimmtes Gut höher gewichten als eine andere Person B (Esser 2010, S. 312f.). Dadurch entstehen unterschiedliche Präferenzen und dadurch wiederum unterschiedliche Handlungskonsequenzen bei ansonsten gleichen Randbedingungen. Solche Unterschiede zu erklären ist das Rational-Choice-Modell allerdings nur sehr eingeschränkt in der Lage (Haller 1999, S. 316f.). Muss man an dieser Stelle doch entweder den subjektiven Sinn, den ein Individuum mit einer Handlung verbindet ins Zentrum der Erklärung rücken (Weber 1913/1951). Oder aber wiederum auf ein makrosoziologisches Modell zurückgreifen, dass dem Sozialen im Sinne Durkheims eine zentrale Rolle bei der Prägung der Individuen zugesteht.

Der dritte Erklärungsschritt innerhalb der Colemanschen Badewanne wird als *Logik der Aggregation* bezeichnet (3). Nun geht es darum, aus der Menge und Konfiguration der auftretenden individuellen Handlungen Rückschlüsse auf das kollektive Phänomen zu ziehen. Dies ist relativ einfach, solange man es mit Handlungen zu tun hat, die in ihrer Aggregation als einfache Summen einzelner Entscheidungen behandelt werden können. Auch hier stehen in der Regel die Marktmodelle Pate. So bestimmt sich der Bruttogewinn, den ein Unternehmen erzielt, aus der Aufsummierung der Einzelpreise aller Produkte, die verkauft wurden. Ähnlich ergibt sich die Rate erwerbstätiger Mütter in einem Land aus der Summe der Einzelentscheidungen von Frauen mit Kindern eine Erwerbstätigkeit aufzunehmen oder nicht. Auch die Selbstmordrate innerhalb eines gegebenen sozialen Milieus ist nichts anderes als die Summe registrierter einzelner Selbsttötungsdelikte.

Kompliziert wird es dagegen, wenn es um die Erklärung sozialer Phänomene geht, die ihrem Charakter nach mehr als die Summe einzelner Handlungen darstellen (Sawyer 2005, S. 11). Man denke etwa an die Dynamiken einer politischen Demonstration, die Entstehung des Kapitalismus oder einer bestimmten Art von Klassenbewusstsein. In diesen Fällen liegt meist ein komplexes Geflecht von sozialen Interaktionsmustern zwischen verschiedenen Akteuren vor, die sich nur unzureichend als (unabhängige) individuelle Entscheidungen darstellen lassen.

Die Probleme dieses Ansatzes bei der Erklärung sozialer Aggregatzustände sind jedoch insofern verkraftbar als sich, wie oben beschrieben, mit seiner Durchsetzung auch der analytische Fokus verschiebt. Die Lösung besteht darin, individuelle Handlungen statt sozialer Tatsachen zum Hauptgegenstand der Disziplin zu erheben. Der erste und zweite Erklärungsschritte werden als zentral erklärt, der dritte hingegen, vor allem dann, wenn dazu komplexere Modelle notwendig wären, ausgeklammert.

Dennoch hat der methodologische Individualismus die Soziologie zumindest insofern bereichert, als sich mit seiner Hilfe bestimmte typische Erklärungsfehler, die im Falle von Makro-Makro-Erklärungen (4) häufig auftreten, benennen und ausschließen lassen. Dies gilt vor allem dann, wenn das zu erklärende Makrophänomen als Summe einzelner Handlungen begriffen werden kann. In solchen Fällen können bei Makro-Makro-Erklärungen sogenannte *ökologische Fehlschlüsse* auftreten. So stellten Wissenschaftler, die den Prozess der Machtergreifung Hitlers am Vorabend des dritten Reichs analysierten, fest, dass in Wahlkreisen, in denen die Arbeitslosigkeit hoch war, die NSDAP besonders gute Wahlergebnisse erzielte. Man schloss daraus, dass es vor allem Arbeitslose gewesen sein mussten, die die NSDAP wählten. Wie spätere Analysen zeigten, war dies allerdings nicht der Fall (Gehring/Weins 2009, S. 21 f.). Vielmehr schienen die hohen Arbeitslosigkeitsraten die bürgerlichen Schichten (also jene, die erwerbstätig waren) zu verunsichern. Die Sorge, dass sie ihren Job verlieren könnten, führte vermutlich dazu, dass sie in Regionen mit höherer Arbeitslosigkeit mit höherer Wahrscheinlichkeit die NSDAP wählten als in Regionen, in denen die Arbeitslosigkeit niedriger ausfiel. Die alleinige Betrachtung der Makro-Makro-Beziehung (4) hatte in diesem Fall also zu einer falschen Schlussfolgerung geführt.

Nun darf man aus diesem Beispiel allerdings nicht schließen, dass Makro-Makro-Analysen grundsätzlich mit ökologischen Fehlschlüssen behaftet sind. Schließlich war im obigen Beispiel nicht die Analyse falsch. Tatsächlich wählen Menschen ja in Regionen, in denen die Arbeitslosigkeit hoch war, mit höherer Wahrscheinlichkeit die NSDAP. Unzulässig war lediglich die Interpretation dieses Ergebnisses als Mikroeffekt. Der ökologische Fehlschluss kann deshalb nur dann als Problem von Makroanalysen gelten, wenn die Zielsetzung darin besteht, individuelle Verhaltensweisen zu erklären, bzw. wenn die Erklärung individueller Verhaltensweisen maßgeblich für die Erklärung von Makrophänomenen ist. Dies ist jedoch durchaus nicht immer der Fall. Ein Beispiel mag dies illustrieren. Gesetzt der Fall, dass eine Reihe von Studien gezeigt haben, dass beim Auftreten bestimmter Kollektivphänomene, die man ihrem Charakter nach als Fest oder Party charakterisieren kann, mit erhöhter Wahrscheinlichkeit Aggressionsausbrüche (Schlägereien) zu beobachten sind. Hier handelt es sich also um eine Beziehung zwischen zwei Makrophänomenen (4). Gemäß der Verfahrensweise des methodologischen Individualismus gilt es nun, das Makrophänomen als Kontext für individuelle Handlungen zu entschlüsseln. Dies erweist sich jedoch als äußerst schwierig. So müsste man versuchen die Einzelelemente des Festes zu dekomponieren und als auslösende Faktoren für bestimmte Verhaltensweisen zu veranschlagen: etwa die Tatsache, dass eine größere Anzahl von